
Johnson-Jahrbuch

Band 7/2000

Herausgegeben von
Ulrich Fries und Holger Helbig

Vandenhoeck & Ruprecht

Redaktion: Holger Helbig

Umschlagbild: Andreas Lemberg, Uwe Johnson VIII, Öl auf Leinwand

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Johnson-Jahrbuch. –
Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
Erscheint jährl. – Aufnahme nach Bd. 1. 1994
ISSN 0945-9227
Bd. 7. 2000 –

ISBN 3-525-20907-X

© 2000, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.
Internet: <http://www.vandenhoeck-ruprecht.de>
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany
Satz: Competext, Heidenrod
Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

Ulrich Fries

Goin' Goin' Gone

Zu: Der Briefwechsel Max Frisch/Uwe Johnson,
hg. von Eberhard Fahlke¹

Ein Buchhändler mit Sinn für Luxus

1. Meine Bücher pflege ich bei Eckart Cordes zu kaufen.² Die Buchhandlung Cordes ist in Kiel eine Institution; das wissen die Kieler, und lassen sie links liegen. Ja, schon kommen sie zu den Lesungen in Schloß und Kunsthalle, aber der kulturelle Schwung, der sie von der Holstenstraße auf die Holstenbrücke und dann noch um die Ecke in die Willestraße tragen würde, kommt nicht vom Paradies her. Selten, daß er mal einen Engel hereinweht. Das enttäuscht den Patron, der seine Enten den täglichen Tag wie seit Jahren im nahen Park füttert, der alle Zeit der Welt hat, wenn man mit ihm allein im Laden über die Schwierigkeiten der Branche philosophiert, und der den Stammkunden wie eine Waise stehen läßt, wenn noch ein Besucher dazustößt. Es kommen fast nur Stammkunden.

Eckart Cordes hat die Großen der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur zu Lesungen nach Kiel geholt, so auch Johnson, Celan und

1 Der Briefwechsel Max Frisch/Uwe Johnson, hg. von Eberhard Fahlke, Frankfurt am Main 1999. Zitate daraus stehen im Text mit Seitenzahlen.

2 »[Berlin Friedenau] 7. September 1970 / Lieber Siegfried, du fragtest nach den Terminen meiner Lesereise. Die Liste ist noch nicht fertig, und da die Reise erst Anfang November beginnt, hat die Antwort vielleicht noch Zeit. Der einzige Termin davor [...] ist der 1. Oktober bei Cordes in Kiel. / Sincerely yours, Uwe.« Uwe Johnson-Siegfried Unseld. Der Briefwechsel, hg. von Eberhard Fahlke und Raimund Fellingner, Frankfurt am Main 1999, S. 639.

Ingeborg Bachmann. Max Frisch kam nie bis Kiel, aber Uwe Johnson erinnerte sich noch 1979 an den Hosenanzug von Frau Cordes, in dem sie 1970 vor ihm hergezogen war, seine beiden Plastiktüten tragend. Der kleine Laden ist voll von Bildern, wie sein Inhaber reich ist an Anekdoten und Erinnerungen; die Einführungen Cordes' zu den Lesungen fallen jeweils kurz aus, fast als genierte es ihn, sich vor seinen Gast zu stellen. Aber als Günter Grass seine erste Lesung hielt, nachdem ihm der Nobelpreis zugesprochen worden war, im Kieler Schloß, da konnte man Eckart Cordes gelöst, heiter und beredt erleben.

Von Eckart Cordes erhielt ich 1979 die Adresse in Sheerness, nachdem Briefe an Uwe Johnson, die ich über den Verlag geschickt hatte, unbeantwortet geblieben waren. Verlieft der Besuch auf der Insel auch befremdlich und eher enttäuschend, so befestigte er doch ein Interesse. Knapp zwanzig Jahre später, als ich mich wieder einmal nach London verabschiedete, bestand Herr Cordes auf seiner Meinung, daß einer, der heute über Frisch und Johnson etwas zu Papier bringen wolle, das neue Buch über Ingeborg Bachmann lesen müßte, oder doch wenigstens kaufen. So ist diese Rezension etwas länger geworden.

Eine andere Art Verschwendung

2. Was nun als Briefwechsel Frisch-Johnson in Buchform vorliegt, versammelt chronologisch über 19 Jahre verteilte kurze und längere Brieftexte, die nicht ohne Schwierigkeiten zu Stande gekommen sind. In der Summe dokumentieren die Briefe eine komplizierte, in ihrem Verlauf wie in ihren Formen komplexe Freundschaft zwischen zwei sehr verschiedenen und mit unterschiedlichen Geldmitteln ausgestatteten Schriftstellern.

»Und da wollen mir die Störungen zwischen Ihnen vorkommen als eine Art Verschwendung« (158), schreibt Johnson am 21. März 1976 über das Verhältnis von Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt. Es scheint, als ließe sich dieser Befund auch auf die Beziehung von Frisch und Johnson anwenden, jedenfalls auf die Zeit nach 1975. Die langen Briefpausen und die mißglückten Gesprächsversuche, die sich in den späten Jahren häufen, haben etwas von Verschwendung. Wenn zwei so sprachgewandte Erzähler nicht miteinander reden können, läßt sich das nicht auf die Konstellation der beiden Charaktere, ihren Altersunterschied oder auch auf ihre soziale Ungleichheit reduzieren. Aber während der Altersunterschied Johnson einen Respekt und die grundsätzliche Anerkennung des

anderen Erfolgs erlaubte, so blieb ihm doch die eigene finanzielle Abhängigkeit zeitlebens ein Problem. Ich mag nicht ausschließen, daß Johnsons feines Gespür für Wahrheit und Ungerechtigkeit, das seinen Werken ihre soziale, politische und moralische Tiefe in der Charakterisierung von Personen und der Dramaturgie der Dialoge gibt, daß diese Seite seiner Persönlichkeit ihm den Umgang mit seinen finanziell erfolgreichen Kollegen erschwert hat.

Der ZEIT-Artikel vom 2. Juni 1999 attestiert Max Frisch einen guten Umgang mit seinem Geld.³ Er habe Johnson unterstützt, ohne dabei herablassend aufzutreten. Dem will ich nicht widersprechen, zumal sich in keinem Brief eine Passage findet, die anstößig wirken könnte, ob es sich um Johnson selbst oder um Günter Eich oder Peter Huchel handelt. Man kann nicht einmal behaupten, Frisch habe sich in die Rolle des Mäzens gedrängt. Vielmehr scheint es, er habe in bestimmten Situationen ganz einfach großzügig reagiert. Marianne Frisch könnte noch von einer ganzen Reihe ähnlicher Konstellationen berichten.⁴

Die anderen Besprechungen in überregionalen Blättern, die im Mai und Juni 1999 die Publikation des Buches begleiten, nehmen keinen Bezug aufeinander, kreisen aber um dieselben Themen, zu denen die Rolle des gemeinsamen Verlegers der beiden Autoren, ihre Diskretion gegenüber den privaten Schwierigkeiten des anderen und schließlich das literarische Werk gehören. Was variiert, ist die Einstellung zu den Themen, und es sind zwei, drei schöne Sätze dabei herausgekommen, sonst kaum etwas Neues, Lernbares. Das hat vielleicht auch etwas mit dem ausführlichen Nachwort von Eberhard Fahlke zu tun.

Eberhard Fahlke liefert im Nachwort einen informativen Überblick zu den einzelnen Stationen des Briefwechsels. Mag sein, daß er, Leiter des Johnson-Archivs, sich die Aufgabe gestellt hatte, nicht durch die Brille Johnsons, zum Nachteil des Bildes von Frisch zu schreiben. Dies Ziel hat er erreicht, ein anderes nicht: das der kritischen Objektivität gegen beide. Zu Frisch findet sich kaum ein kritisches Wort. Das Bild Johnsons in der Öffentlichkeit ist opaque. Man fördert nicht das Interesse an seinem Werk, wenn man ihn so gegen Frisch abgrenzt und die Person auf eine Art vom Werk trennt, daß sich beinahe die Konturen eines emotionalen Sozialhilfeempfängers einstellen. Mit dieser Einstel-

3 März, Ursula: Ihnen, lieber Uwe, geht es nicht gut. Die Helden der Suhrkamp-Kultur: Uwe Johnson und Max Frisch als Briefpartner, in: DIE ZEIT Nr. 23, 2. 6. 1999, S. 47.

4 Ich danke Marianne Frisch für zwei anregende und informative Gespräche.

lung kann ein Leser das Werk nicht mehr adäquat wahrnehmen. Fahlkes Bemerkung, auf einer Veranstaltung des Literarischen Colloquiums in Berlin am 10. Januar 2000 geäußert, daß Johnson zumindest in seinem späten Werk autobiographischer sei als in seinen Briefen, war da schon aufschlußreicher.

Zu dieser These gehört für mich die Annahme, daß der übertriebene »Kunstzwang« der Briefe der eingezogenen epischen Distanz im Spätwerk korrespondiert. Das gilt dann aber auch, und das blieb unausgesprochen, für den vierten Band der *Jahrestage*, nicht nur für die *Begleitumstände* und die *Skizze eines Verunglückten*. Tatsächlich ist der vierte Band der *Jahrestage* in sich weniger stimmig als es die *Skizze* ist. Denn was dort kunstvoll gestaltete, aber mit dem Gesamt des Romans nicht so leicht vereinbare Fremdkörper sind, ist hier als eine eigen-fremde Geschichte gebaut, deren Bezug zum Leben des Autors das größte Rätsel aufgegeben hat. In Wirklichkeit hat sich der Stil seiner Briefe über die Jahre wenig geändert, während autobiographische Momente im späten Werk tatsächlich anders, deutlicher sichtbar hervortreten. Inwiefern der künstlerische Charakter seiner Texte darunter leidet, wäre dann noch im einzelnen zu zeigen, nicht nur summarisch zu behaupten. Für den vierten Band der *Jahrestage* und die *Skizze* steht eine solche Analyse aus.

Daß die Fertigstellung der *Jahrestage* möglicherweise Probleme bereiten würde, das hätte nur Uwe Johnson selbst wissen können. Er hat es vielleicht gehaut. Jedenfalls kann dieser Gedanke aufkommen, wenn man den ebenfalls 1999 erschienenen Briefwechsel Unseld-Johnson punktuell gegen den Strich liest. Der Streit mit Unseld nach Abschluß des ersten Bandes der *Jahrestage* erscheint mir als nachträglich von außen nachvollziehbare Vorausdeutung auf die kommende Katastrophe. Die scheinbar gänzlich unmotivierter Kontroverse zeigt einen selbst-bewußten Johnson, der am 20. Mai 1970 dringend um eine *Drei*-Teilung des Buches einkommt, und eine beachtliche Aggressivität bei der Frage der Gestaltung des Umschlags für den ersten Band aufbringt. Diese Haltung läßt sich deuten als Ausdruck des großen inneren Widerspruchs von Stolz auf das Geschaffene und einer Ahnung der kommenden Schwierigkeiten. Dem korrespondiert die Argumentation vom 8. Juli 1970, in der Johnson die Säumigkeit des Verlages bei der Herstellung des Umbruchs attackiert. Unabhängig von der Frage der Berechtigung dieser und anderer Vorwürfe, die Johnson in scharfer, ungewohnter Form erhebt – und ich meine er hat sachlich Recht, aber keine Ahnung von den normalen Schwierigkeiten eines arbeitsteiligen Betriebes –, frappieren die Härte seiner Vorwürfe und der Zeitpunkt: Danach wird er gegenüber

Unselb nie wieder in einer ähnlich starken Position sein, und er spielt sie voll aus, argumentativ zumindest. Der Streit um die Drucklegung der *Stich-Worte* im Jahre 1975 zeigt bereits eine deutlich andere Haltung, die seine veränderte Position reflektiert. Zwar behauptet er noch seinen Standpunkt – und das wird er bis zum Ende tun –, aber das Resignative ist unübersehbar. Im Verhältnis zu Frisch stellt sich dieser Konflikt eher sachlich hart und in der Nachlese versöhnlicher dar.

Mit den anderen Kritikern teilt Michael Bengel die Freude über die »erhellenden Fußnoten« und die Enttäuschung über das fehlende Personenregister.⁵ Der Deutlichkeit halber sollte man sagen, daß das fehlende Personenregister eine starke Unhöflichkeit gegen den Leser darstellt, und daß bei den Fußnoten eine Extra-Runde Korrekturlesen nicht geschadet hätte: die Anzahl der Passagiere der circle line zu nennen (31, Anm. 40) ist pleonastisch, auch wenn man das Charlie-Zitat von Lamb (102, Anm. 152) nachgewiesen hätte. Der allgemeinen Anerkennung für die Arbeit des Herausgebers tut es auch keinen Abbruch, wenn auf einige Fehler hingewiesen wird: Der Guy Fawkes Day wird nicht mit Feuerwerk gefeiert, sondern mit bonfires (Anm. 135), Soltschenyzin ist falsch getrennt (S. 31), Überschrift und Anrede des Johnson-Briefes vom 8. Mai 1974 sind vertauscht (77), auf S. 205 ist in der Fußnote die falsche Anmerkung (277 statt 276) angegeben, der Titelnachweis in Anmerkung 283 (200) enthält 4 Fehler. Für die ersten 200 Seiten ist das sicher nicht allzuviel, selbst wenn jemand da noch übersehen hat, daß der Brief vom 8. Mai 1974 die falsche Anrede trägt, und ein anderer das falsche Datum.

Eberhard Fahlke gestattet sich zum Schluß seines Nachworts eine Wertung der Beziehung (vgl. 429f.). Auch wenn offen bleiben muß, ob der vorliegende Briefwechsel tatsächlich »einen Einblick in die Werkstatt beider [Hervorhebung U.F.] Autoren« erlaubt, denn es geht ihm dabei eigentlich (fast) immer nur um die Texte von Max Frisch, so sind doch andere Beobachtungen plausibel. Schaut man ein wenig penibler hin, so ist es aber keine Wertung des Briefwechsels, sondern des Verhältnisses beider, oder eigentlich auch das nicht: Er vergleicht die beiden Briefpartner in ihrer Haltung zueinander und in ihrem sozialen Verhalten. Und recht eigentlich werden eher die accomplishments von Max Frisch den deficiencies von Uwe Johnson gegenübergestellt. Dies unzu-

5 Bengel, Michael: Ihnen geht es nicht gut, Die Freundschaft zwischen Max Frisch und Uwe Johnson, in: Kölner Stadt-Anzeiger Nr. 134, 11.6.1999, S. 9.

reichende Verfahren sollte den Blick lenken auf das Eigentümliche der ungleichen Beziehung und zumindest eine Spekulation darüber rechtfertigen, was an ihrem Grunde gestanden haben mag.

Zu bedenken, daß dieser Briefwechsel nichts anderes als die verkürzte Abbildung der Beziehung sein kann, heißt auch, ihn nicht mit Ansprüchen belasten, die Schein und Wirklichkeit verwechseln. Die vielen, in den Briefen nur angekündigten Treffen zwischen beiden, über deren Gesprächsinhalte wenig oder nichts bekannt wird, lassen deutlich erkennen, daß sich diese Beziehung in den Briefen nicht erschöpfte. Gleichwohl lassen ihre Häufigkeit, Länge, ihr Ton und eben ihr Inhalt eine Disparität zwischen beiden Autoren erkennen, die im Verlauf der Beziehung ganz unterschiedliche Formen angenommen hat. Beide sind soziale Aufsteiger, doch Frisch ist früh arriviert, während Johnson seine finanzielle Abhängigkeit nie überwindet. Zugleich ist Johnson der analytisch klar überlegene, der aber thematisch und sozial so eng an seine Herkunft gebunden scheint, daß er sie zwar in seiner politischen Phantasie und seinem Schreiben transzendieren kann, aber nicht ohne weiteres in seinem sozialen Verhalten.

Es wäre wohl zu einfach zu sagen, daß Johnson schlicht die finanzielle Unabhängigkeit gefehlt hat, oder eben ein bestimmtes Maß an Glück. Nicht, daß er kein Glück gehabt, nicht, daß er keine Unterstützung erfahren hätte: Der Rückhalt der Leipziger Freunde wurde abgelöst durch die Rührigkeit eines jungen, zielstrebigem Verlegers, der ihm den Weg in die literarische Welt öffnete, über die Grenzen der Bundesrepublik hinaus. Sein Entree war schlechterdings unvergleichlich, und es entsprach seinen geistig-literarischen Fähigkeiten. Die westdeutsche Öffentlichkeit aber war auf eine solche Erscheinung nicht vorbereitet, vielmehr in ihrer Orientierung auf den Kalten Krieg tief unfähig, einen Mann wie Johnson zu akzeptieren. Die Querelen um das Rom-Stipendium sprechen eine deutliche Sprache. Nicht ohne weiteres wegzuschieben ist die Überlegung, daß damals der Grundstein gelegt wurde für die bis heute anhaltende Trennung von literarischem Erfolg und öffentlicher Anerkennung. Vor diesem Hintergrund wirkt Johnsons Weggang nach New York 1966 trotz des Erfolgs seiner ersten beiden veröffentlichten Romane schlüssig. Sie hatten Weltniveau, der dritte nicht, da war er schon zu lange von seinem alten Thema weg und hatte noch kein neues gefunden. Hier fehlte inzwischen eine bestimmte Art Erfahrung. Die DDR war nicht mehr greifbar, nicht in den gewohnten Formen, und Berlin für ihn kein Stoff für einen Roman. Johnson geht nach New York und beginnt dort, nachdem er diese Stadt für sich angenommen hatte, mit

den *Jahrestagen*. Das bedeutete einen künstlerischen Neuanfang, keinen grundsätzlichen Bruch indessen mit der bisherigen Erzählweise.

Mit der Rückkehr nach Berlin drei Jahre später setzt der Briefwechsel mit Max Frisch erst richtig ein, denn zuvor gab es pro Jahr höchstens einen Brief. Am Anfang des intensiveren Austauschs steht Johnsons Arbeit am Manuskript von Frischs *Tagebuch II*. Es ist vielleicht kein Zufall, daß die einzige längere schriftliche Äußerung von Frisch zum Werk Johnsons sich ausgerechnet in dem Brief findet, mit dem er den Jüngeren zur Mitarbeit auffordert. Sie umfaßt neun Zeilen (Brief vom 21. Dezember 1970) und bezieht sich auf den eben fertiggestellten ersten Band der *Jahrestage*. Es ist ein Lob, ein großes Lob des berühmteren Kollegen, inhaltlich nicht relevant. Nach diesem Brief kam nichts Schriftliches mehr zum Werk des anderen, 14 Jahre lang, nie mehr. Man muß insofern von einer einseitigen Beziehung sprechen: Johnson macht sich an die Arbeit. Diese Arbeit an wechselnden Manuskripten Frischs reicht von der glücklichen oder stolzen Zeit nach Beendigung des ersten Bandes seines letzten Romans bis in die Jahre der Einsamkeit.

Die *Jahrestage* haben den Rang Johnsons als moderner, eigenwilliger Erzähler befestigt. Doch dieser literarische Erfolg hat ihn nicht finanziell unabhängig gemacht. Erst mit den *Jahrestagen* hätte er das erreichen können, doch das Gegenteil trat ein. Sein Erfolg und sein Scheitern scheinen deutlich miteinander verbunden. Schon in der Konstellation, die das Entstehen der *Jahrestage* überhaupt ermöglichte, wird dieser Zusammenhang sichtbar.

Johnsons Auskommen war in New York durch seine Verlagstätigkeit abgedeckt, nicht durch seine schriftstellerische Arbeit. Aber er konnte in dieser Zeit Material sammeln. Bestand ein Charakteristikum seiner Arbeitsweise ohnehin darin, das Erzählen im selbst Erlebten oder in authentisch beglaubigten Berichten und Geschichten zu fundieren, so brachten die Anlage der *Jahrestage* und ihre Personalstruktur es mit sich, daß nicht nur die Gegenwartsebene des Romans von den eigenen familiären Erfahrungen abhängig war. Die Konstanz dieser Konstellation war Grundbedingung der Durchführung des ursprünglichen Romankonzepts, sie war auch unhinterfragt unterstellt. Daß der Weggang aus New York, der Verlust des spezifischen Lebensgefühls würde problematisch werden können, war anzunehmen gewesen. Die Veränderung beider Aspekte zusammen mußte über die Dauer der Zeit Konsequenzen haben.

Zunächst aber: Als Johnson New York verließ, zog Gesine in die Wohnung am Riverside Drive ein. Gesine hatte ihren Job bei der Bank, Johnson lebte in Berlin als freier Schriftsteller, abgesichert durch seinen

Vertrag mit Suhrkamp. Eines Tages würde er ihn erfüllen müssen. Vorherhand blieb Zeit genug, sich um alles Mögliche zu kümmern. Die Einrichtung der Wohnung von Max Frisch war sicher nicht seine größte Sorge, das erledigte er nebenbei.

Schreibend hielt er sich in New York auf, ging mit dem literarischen Material um, das Resultat seines Aufenthalts war. Das bedeutete eine Beziehung zwischen Autor und Figur, zwischen Leben und Werk, die in der Grundkonstellation eine gefährliche Dimension der Nähe hat. Der Verlust dieser Nähe, gerade als unerwarteter, würde auch das Werk betreffen müssen. Die Auswirkungen von Ehekrise und Schreibkrise lassen sich nicht von außen gegeneinander abgrenzen. Die eine, die andere, oder beide sind aus Schwierigkeiten hervorgegangen, deren Ursprung man nicht kennen muß, um sehen zu können, daß ihre gegenseitige und schließliche Potenzierung unabweislich jener prekären Konstellation von Stoff und Leben geschuldet war.

Damit aus der Gefahr aber die Katastrophe erwachsen konnte, bedurfte es auch einiger Zufälle, die dann die Situation entscheidend verschärften. Und hier spielte Max Frisch eine wesentliche Rolle, als Mensch und Schriftsteller, als er Ende 1974 die Johnsons mit dem *Montauk*-Manuskript bekanntmachte und so die Auseinandersetzung um Themen wie Ehebruch, Treue und Eifersucht zwischen den Eheleuten forcierte.⁶

And angels play with sin

3. Für die Zeit nach Abschluß seines großen Buches hatte Johnson – inzwischen fünf Jahre lang allein lebend – sich von Max Frisch die Zusage eingeholt, von Juni 1984 bis Mai 1985 dessen Loft in New York mieten zu können. Doch zu diesem Befreiungsversuch kam es nicht mehr. Hatte er in Sheerness unter den Menschen seiner Nachbarschaft Freunde gewonnen, so waren ihm doch viele Freundschaften aus seiner deutschen Vergangenheit im Streit abhanden gekommen. Solche Streits sind meist desaströs verlaufen, wie unzählige Anekdoten bekunden, und sie konnten durchaus aus nichtigen Anlässen entstehen. Es mußten keineswegs so tiefgreifende politische Meinungsverschiedenheiten sein wie etwa mit Martin Walser. Die Abwendung von Manfred Bierwisch, die

⁶ Und jedes Jahr, den der vierte Band sich verzögerte, brachte Johnson bei Unseld mit 40 TDM mehr in die Kreide, ungeachtet der Honorare für die Nebenarbeiten, des gelegentlichen Literaturpreises und der regelmäßigen Tantiemen.

ebenso wie der politische Dissens mit Hans Magnus Enzensberger in die *Jahrestage* eingegangen ist, erscheint zwar nachvollziehbar motiviert, für sein soziales Leben aber so kennzeichnend wie unberaten.

Daß es zwischen Johnson und Frisch, Johnson und Unseld nie zum Bruch kam, fällt auf. Welche Rolle dabei Johnsons finanzielle Abhängigkeit, oder sein Gefühl der Dankbarkeit gespielt haben, muß als Frage offenbleiben. Immerhin blieb Johnson auch mit Helen Wolff und Günter Grass befreundet. Bemerkenswert scheint, daß der schwerste Konflikt zwischen den beiden, der in diesen Briefen enthalten ist, sich um Johnsons Arbeit für Max Frisch (und Unseld) dreht. Beiden macht er penibel die Rechnung ihrer Fehler auf, sachlich, aber extrem aggressiv, und läßt sie ihnen dann durchgehen. Im übrigen gibt es im Verhältnis speziell zu Siegfried Unseld eine veritable Reihe von Konflikten, bei denen Unseld zwar häufiger diskursiv keine allzu glückliche Figur macht, sich aber dennoch durchzusetzen weiß. Warum Johnson die oft inhaltlich dürftigen Erklärungen Unselds akzeptierte, läßt sich, glaube ich, nur aus der grundsätzlichen Anerkennung der Persönlichkeit seines Verlegers verstehen. Unseld, und auch Frisch, hatten eine Stärke, die sie mit ihm verband und von den meisten anderen Menschen trennte. So konnte er auch ihre Fehler und negativen Eigenschaften in ein Bild integrieren, das ihm den weiteren Umgang mit Respekt erlaubte. Wenn man es mit starken Persönlichkeiten zu tun hat, und ihnen ebenbürtig ist, lassen sich auch die Begrenztheiten des anderen in eine Beziehung einordnen. Kommt es zu einem Konflikt, wird dieser heftig sein, aber die Beziehung nicht gefährden. Daß Johnson bei seinen Konflikten mit Unseld und Frisch sich durchaus unterschiedlich verhielt, widerspricht dem nicht. Beide haben sich um die Freundschaft zu Johnson bemüht, ihm seine Schwächen zugestanden, wo andere schon lange an Johnsons Sturheit gescheitert waren. Unseld war auch Geschäftspartner. Da mußte Johnson stärker hinlängen, sich in zweifacher Hinsicht behaupten. Von Untwürdigkeit oder Untertänigkeit zu sprechen, heißt, Johnsons innere Stärke zu ignorieren, sein Verhalten gänzlich mißzuverstehen.

Man muß annehmen, daß Katrin Hillgruber in ihrer sonst sehr sympathischen Rezension kaum die Komplexität und Struktur der Beziehung zwischen Frisch und Johnson erfaßt, vielmehr den Idiosynkrasien des Johnsonschen Briefstils aufsitzt, wenn sie das Wort »Untertänigkeit« verwendet.⁷ Jochen Hieber thematisiert in seinem *Heroenpost* überschrie-

7 Hillgruber, Katrin: Stünden Sie einmal vor dem Haus, ich freute mich sehr, in: Süddeutsche Zeitung Nr. 144, 26/27. 6. 1999, S. IV.

benen Beitrag explizit die Konflikte, die in den Briefen zum Ausdruck oder eben nicht zum Ausdruck kommen. So fällt ihm auch ein Besonderes der Einstellung Johnsons zu Frisch auf:

Uwe Johnson zögerte nie, Freundschaften zu beenden, wenn sie ihm kompromittiert erschienen durch Unehrllichkeit oder faule Kompromisse – und er konnte bis zur Ungerechtigkeit kompromißlos sein. Die Verbindung zu Max Frisch hat er nie grundsätzlich in Frage gestellt, auf jede Verstimmung, auf jeden Krach folgte eine Art Befriedung, die durchaus versöhnliche Qualitäten besaß.⁸

Hieber bemerkt, wie Ingeborg Bachmann aus diesem Briefwechsel im Grunde ausgesperrt bleibt, wie allerdings die Bereiche des Privaten, Intimen überhaupt nur andeutungsweise in den Briefen zur Sprache kommen.⁹ Es wäre interessant, vor diesem Hintergrund das Verhältnis zwischen Johnson und Ingeborg Bachmann zu verstehen, oder wenigstens mehr darüber zu erfahren. Die Bachmann-Biographie von Sigrid Weigel trägt dazu einiges bei. Daß die Autorin zugleich Johnsons Sensibilität in der Klagenfurt-Arbeit anerkennt, wie auch die Arbeitsbeziehung zwischen beiden Autoren, läßt ihr doch noch genug Raum offen, andererseits die Beziehung Johnsons zu Hannah Arendt entschieden mißzuverstehen. Das ist ärgerlich und hat Methode.

Johnsons Identität war maßgeblich von seiner Arbeit bestimmt. Die intensive und häufige Beschäftigung mit den Manuskripten von Kollegen zeigt, wie ernst er seinen Beruf nahm. Der frühe Wunsch, Verlagslektor zu werden, erscheint vor dem Hintergrund seiner späteren Leistungen, nicht nur seiner frühen Brotarbeiten, in anderer Deutlichkeit. Es waren fast immer auch Arbeitsbeziehungen, die Johnson mit Freunden aus seinem Beruf unterhielt. Er war ein Schriftsteller, der seine Kollegen über die Arbeit wahrnahm. Am deutlichsten zeigt sich das an seiner Beschäftigung mit ihren Manuskripten, nicht nur in späteren Jahren mit den Textentwürfen von Frisch und Ingeborg Bachmann, sondern als eine ständige Übung während der ersten Berliner Zeit.

Michael Bengel, dessen Rezension nicht ohne Beschönigungen auskommt, beschäftigt sich nicht mit der prekären Balance, die die Beziehung charakterisiert. Und er bleibt unbeeindruckt von den offensichtlichen Schwierigkeiten, die den Umgang der beiden begleiten. Vielmehr

8 Hieber, Jochen: Heroenpost. Frisch und Johnson wechseln Briefe, in: FAZ Nr. 133, 12. 6. 1999, S. V.

9 Vgl. dazu: »Uebrigens habe ich nachzutragen, dass das Wiedersehen mit Rom seltsam war; nach zehn Jahren. / Wie geht es Ihnen, Uwe?« (133).

sieht er einen Zusammenhang zwischen der Großzügigkeit von Frisch und den Dienstleistungen von Johnson:

Und als der Ältere mit einem Darlehen im Jahr darauf die Übersiedlung der Johnsons nach Südostengland möglich machte, verbat er sich förmlich die Zinsen.

Statt dessen arbeitete Johnson gelegentlich zum Ruhm und meist zur Freude des Kollegen [...].¹⁰

Hanns-Josef Ortheil benennt problematische Aspekte der Beziehung, verzerrt sie aber bis zur Karikatur, wenn er sie psychologisch so zu motivieren sucht:

[...] zugleich aber ist es eine schwarze Studie über den schriftstellerischen Eigensinn, über die Beharrlichkeit, mit der Kleinigkeiten gross geredet werden, über das Befangensein im eigenen Werk und über das masslose Vorhaben, diesem Werk alles zu opfern, Rücksichten auf andere, am Ende sogar das eigene Leben.¹¹

Ortheil vermutet, daß hinter Johnsons umständlicher Schreibweise der Wunsch nach Nähe sich verbirgt. Den Briefduktus von Frisch charakterisiert er treffend: »schlicht, knapp und direkt antwortet Max Frisch darauf, mit der gelassenen Ruhe eines Autors, der bestimmte Sorgen nicht hat.«¹²

Doch wenn es richtig ist, daß es im Jahre 1975 zu einer Veränderung des Verhältnisses zwischen Johnson und Frisch gekommen ist, so hatte diese eher mit den mittelbaren Folgen des *Montauk*-Projektes für Johnson zu tun, auch wenn die Umstände der Veröffentlichung der *Stich-Worte* daran ihren eigenen Anteil haben sollten. Und wenn es denn eine Verwerfung gibt, dann spiegelt sie sich im Ton der Briefe Johnsons vom 13. August und 11. September 1975 wider. Mir tut es weh, sie zu lesen, selbst wenn mir niemand vor Augen hält, daß der Beginn der Ehekrise und sein erster Herzinfarkt unmittelbar vorausgegangen waren. Zumindest der Herzinfarkt ist eindeutig datierbar.

10 Bengel, Ihnen geht es nicht gut (Anm. 5), S. 9; Hervorhebung U.F.

11 Ortheil, Hanns-Josef: Die Schweigenden. Der Briefwechsel zwischen Max Frisch und Uwe Johnson, in: Neue Zürcher Zeitung Nr. 114, 20.5.1999, S. 65.

12 Ebd. Die Rezension von Ortheil ist eine Fehlleistung, ihr Schluß in Spalte 3 ist reiner (pure unmitigated) Pfusch: Die *Stich-Worte*-Auseinandersetzung ist zeitlich ungenau, das Todesjahr Johnsons falsch angegeben, und die Schwierigkeiten, die die beiden Schriftsteller jeder für sich haben, werden oberflächlich ihrem Verhältnis zugeschrieben. Mich frappiert die Art und die Heftigkeit dieser Kritik, die gleichermaßen anmaßend wie uninformiert daherkommt.

Johnson und Frisch waren intelligent genug zu wissen, daß auch die Briefe der persona zugerechnet werden würden. Es ist aber ein über weite Strecken pragmatischer Briefwechsel, der einige Themen völlig ausspart. Es waltet zumeist eine Distanz zwischen beiden, die mehr über ihr Verhältnis sagt, als mit dem Wunsch erklärbar ist, sich vor späteren Lesern zu schützen. Sie werden nicht unablässig an ihren Tod gedacht haben; gelegentlich schon, so Frisch anläßlich seines 70. Geburtstages (vgl. 223). Es entbehrt nicht einer – mit einem einzelnen Adjektiv nicht zu bezeichnenden – Ironie, daß nach der Regelung des Zugangs zu seinem Nachlaß und also auch zu den Briefen (im Jahre 1980), nur noch ein einziger Brief folgt; von Ende 1980 an bis zu Johnsons Tod gibt es von Frisch nur noch eine Postkarte; aber Frisch hat seine Entscheidung, Johnson als einzigem den Zugang zu bestimmten autobiographischen Texten zu erlauben, nie widerrufen. Daß er sie ihm zu lesen gab, ist bedeutsam, indem es etwas über die grundsätzliche Haltung Frischs zu Johnson aussagt.

Über die grundsätzliche Haltung Johnsons zu Frisch sagen die Höflichkeitstopoi in seinen Briefen nichts. Das ist ganz einfach der Stil seiner Briefe und unterscheidet sich in der Form nicht von Briefen an Unseld oder Bachmann. Die literarisierenden Alltagsgeschichten und Beobachtungen genauso wie die die Person zurücknehmenden Bescheidenheits- und Gehorsamkeitsfloskeln, auffällig wie sie sind, scheinen mir ein typisches Stilmittel seiner Korrespondenz überhaupt zu sein, das noch niemand untersucht hat. Johnson hat Briefe grundsätzlich als professionelle Aufgabe verstanden, es sind immer ernsthafte Fingerübungen. Johnson will immer auch *schreiben*, nicht nur etwas mitteilen; und noch im unerwartetsten Augenblick liest man einen Satz, dessen Form einen ungeahnten Aspekt des Lebens offenbart, der etwas davon anders zeigt, als man es je gesehen hat.

The truth of life is the greatest gift

4. Wenn Johnson einmal, am Beginn seiner Karriere stehend, den bereits berühmten und etablierten Kollegen fragt: »Herr Frisch, was machen Sie mit Ihrem Ruhm«, und Frisch diesen Satz expressis verbis in Montauk zitiert, so ist dies ein doppelter Fingerzeig. Es ist ein frühes Thema zwischen den beiden, und es ist auch ein frühes, Max Frisch zeitlebens begleitendes Thema. Johnson spürt das an seinem Gegenüber und benennt es: »die Veränderung der eigenen Person durch Vorräte an

Geld« (104). Die narzißtische Kränkung, seine Karriere der Großmut und Überlegenheit eines anderen verdankt zu haben, nicht zu wissen, wie anders sie ohne die materielle Hilfe einer bestimmten Person verlaufen wäre, bringt Frisch wiederum mit mehr als 60 Jahren dazu, abzurechnen mit dem Gefühl der Erniedrigung. Die Überlegungen zu seinem eigenen Umgang mit Geld stehen entsprechend am Schluß des *Montauk*-Buches: »Geld als Macht. Es ist für mich dabei geblieben: Geld als Tauschmittel. Dabei stimmt etwas nicht, und ich weiß natürlich, was nicht stimmt.«¹³

Frisch setzt sich in diesen Passagen mit seinem Gönner W. auseinander. Er verzeiht ihm die Kränkung nicht, die in das Geschenk unlösbar eingewoben ist, auch wenn er inzwischen an seinem eigenen Verhalten die Spuren des Geldes, die Gewohnheit des Umgangs damit in größeren Mengen beobachten muß: »Mache ich jetzt ähnliche Fehler wie W.?« Ein wesentlicher Punkt seiner Kritik besteht darin, daß W. ihn kein einziges Mal zu einer Verabredung gebeten hat. Das Verhältnis war ein hierarchisches, ein Machtverhältnis. Wenn es auf den ersten Blick so scheint, als gäbe es eine Analogie, so besteht diese in der abstrakten Personenkonstellation, nur oberflächlich. Die scheinbare Unterwürfigkeit Johnsons in den Brieffloskeln, die größere Zahl seiner Briefe, seine »Dienstleistungen«, vom Lektorat bis zur Erledigung von Wohnungsangelegenheiten, all das ist nicht zu übersehen. Aber was besagt es?

Es gibt Dinge, die einem beim Lesen querstehen: Das ist vor allem der Brief vom 11. September 1975, und das ist auch die Antwort von Frisch 16 Tage später. Bedenkt man, daß damit genausowenig der Brief Johnsons vom 20. August beantwortet wird, dann kommt einen doch das Fragen an.

Lieber Herr Frisch,
es belastet mich sehr, so gar nichts von Ihnen zu hören. Da kann ich mir einreden, Sie hätten genug Anderes zu tun, oder, mein letzter Brief sei ja erst vom 20. August gewesen. Kräftiger bleibt die Furcht, Ihr Schweigen könnte verursacht sein durch den damals beigelegten Brief vom 13. August und durch Ihre Meinung, auch wir gehörten zu denen, die Wohltaten vergelten durch Undankbarkeit.

Lieber Herr Frisch, wir wissen täglich, was Sie für uns getan haben. Wir sind Ihnen von Anfang an dankbar gewesen für Ihre Freundschaft ... (141)

Max Frisch antwortet wie folgt:

13 Frisch, Max: *Montauk*, Frankfurt am Main 1996, S. 181.

Lieber Uwe,

Die STICHWORTE-Reise ist überstanden [...]

Und Sie, Uwe und Elisabeth?

Friedenau ohne Sie beide ist kein Ort [...]

WIE RASCH VERGANGENHEIT ZUSTANDE KOMMT. Ich werde gefragt: WIE GEHT ES UWE JOHNSON ... (145f.)

Frisch zitiert zwar einen Satz aus *Montauk*, doch auf die Sorge Johnsons und die Anlage reagiert er nicht. Er wußte vom Herzinfarkt Johnsons; er hatte sich bei der *Stich-Worte*-Angelegenheit reichlich uncool verhalten. Er sieht, wie Johnson sich jede Mühe gibt, sachliche Kritik und freundschaftliche Beziehung voneinander zu trennen, aber er reagiert nicht auf Johnsons direktes Fragen.¹⁴ Die unmittelbar anschließende Korrespondenz deutet auch nicht darauf hin, daß in den Folgemonaten ein persönliches Gespräch stattgefunden hätte. Das Verhältnis scheint sich gleichwohl wieder zu normalisieren. Der bittere Dissens um die endgültige Druckfassung der *Stich-Worte* hat offenbar keine Folgen für die Beziehung, auch wenn die Dichte der Kommunikation des Jahres 1975 nie wieder erreicht wird. Das liegt vornehmlich daran, daß die Intensität der gemeinsamen Arbeit an *Montauk* keine Fortsetzung finden kann.

Uwe Johnson sitzt am vierten Band und kommt nicht recht voran. Max Frisch besucht ihn Ende Februar 1976 und resümiert: »Ich habe Sheerness nicht sorglos verlassen« (156), und später, im Juni, noch einmal:

Auch wenn Berzona eine ganz verkehrte Idee ist – vielleicht bringt es Sie und Elisabeth auf eine bessere, ich meine aber, dass Sie etwas brauchen (was vielleicht wie ein Umweg aussieht) zur Erhaltung. Beim letzten Besuch in Sheerness hatte ich für Augenblicke den bestürzenden Eindruck, Sie geben etwas auf, Sie trauen sich etwas nicht mehr zu; Sie richten sich gegen sich selbst. Vielleicht wagt es Ihnen niemand zu sagen: Das dürfen Sie nicht, Uwe, wir lieben Sie. (163f.)

In seiner Antwort gibt sich Johnson zuversichtlich, aber bei seinem Besuch vom 10. bis 13. Januar in Berzona spricht er kaum ein Wort mit Frisch. Der ist von der Situation so verstört, daß er mehrfach telefonisch versucht, Marianne Frisch, die in Zürich ist, zum Kommen zu bewegen.

14 Die Verwicklungen um die Herausgabe (Auswahl, Umfang) der *Stich-Worte* lassen sich im wesentlichen aus den abgedruckten Briefen erschließen, und zwar aus denen zwischen dem 18. März und dem 20. August 1975 (vgl. 119f., 126-129, 132, 134, 136-141, 141). Sie müssen daher hier nicht nacherzählt werden.

Aber auch nach dem Schnee-Schweige-Intermezzo bleibt der Ton in den Briefen Frischs herzlich, persönlich, besorgt. Johnson macht eine Andeutung über sein Dilemma im Hinweis auf ein abgebrochenes Gespräch in Sheerness im Brief vom 11. September 1975 und dem als Anlage beigegeführten ersten Entwurf zum *Skizze*-Thema, vielleicht auch in seinem Kommentar zum entstehenden *Triptychon* (vgl. 194). Bei der Beerdigung von Ernst Bloch 1977 treffen sich die beiden in Tübingen, Johnson deutet seine privaten Probleme an, die er aber erst in seinem Brief vom 31. August 1978 näher umreißt:

[...] am Rande von Blochs Beerdigung [...] habe ich Ihnen gesagt, Sie würden aus einer meiner nächsten Arbeiten vielleicht schliessen auf eine private Notlage und dann wünschen, ich hätte Sie bereits ins Vertrauen ziehen sollen, als sie begann. Jedoch werde ich eher behindert durch die mündliche oder schriftliche Mitteilung von einem Unglück, das zunächst einmal nur mich betroffen habe, und ich wolle vertrauen auf den Versuch herauszufinden, ob es darüber hinaus auch geeignet sei, erzählt zu werden als eine weniger subjektive Erfahrung. Sie haben dies auf der Stelle verstanden, und ich danke Ihnen für die Unbefangenheit, die Sie unserem Umgang erhalten haben.

Es sind nun drei Jahre geworden, die mir gelassen wurden für einen solchen Versuch [...]

Elisabeth und ihre Tochter leben seit einigen Monaten von mir getrennt, unter einer mir unbekannten Adresse.

Eine Erklärung für diese Lage [...], ich bin immer noch ausser Stande, sie in ein Schriftbild zu bringen. [...] (203f.)

Johnson schließt mit einer Entschuldigung, und Frisch, der sich im übrigen von Johnsons Schweigen durchaus gekränkt fühlte, zumal er annahm, daß Johnson das selbst auferlegte Schweige-Gebot anderen gegenüber gebrochen hatte, neutralisiert diesen Aspekt gleich eingangs seiner Antwort, die nicht mal eine Woche auf sich warten läßt. Er gibt zu erkennen, was er sich gedacht habe, versäumt nicht, indirekt nach dem Verhältnis Johnsons zu seiner Tochter zu fragen und nimmt die Gelegenheit wahr, die Freundschaft zu Johnson kritisch und mit einigem psychologischen Geschick zu bekräftigen:

[...] Als wir uns das letzte Mal gesehen haben (in Gesellschaft) anlässlich der Robert Walser-Lesungen, sind Sie, ich weiss, irritiert gewesen; Sie sagten: Herr Frisch, warum sind Sie so zu mir? Meine Zuneigung, lieber Uwe, ist unverändert, eine grosse Zuneigung. Diese ist allerdings stumm oder ratlos geworden, hilflos unter dem Bewusstsein, dass Sie schon seit einiger Zeit etwas Schweres erleben, wovon ich nicht wissen soll; Ihr Besuch im verschneiten Berzona hat es deutlich gemacht, dass Sie niemand ins Vertrauen ziehen wollen. Das hat mich

nicht verletzt. Ein paar Jahre zuvor, als ich Sie ins Vertrauen gezogen habe, haben Sie mir sehr geholfen, lieber Uwe, das vergesse ich nicht. Ohne Ihre Begleitung damals im Morgengrauen, Ihre Gegenwart in Friedenau, ich weiß nicht, was geschehen wäre. Auch später, bei meinen Besuchen in Sheerness, habe ich Sie und Elisabeth mit meiner Not belastet. Hätten Sie mich ins Vertrauen gezogen, es wäre wie eine Umkehrung gewesen; ich verstehe, dass Sie das nicht wollten und nicht wollen. Ich kenne das aus einem anderen Fall: es entstehen Parallelen, die falsch sind, daher verletzend. (205)

Frisch unterläßt auch nicht, Johnsons Annahme zu hinterfragen, er, Frisch, hätte sich unbefangen verhalten können, spricht von einer »Sorge, der Fragen versagt sind«, die er auch nicht mehr habe überspielen können. Vor allem versucht er deutlich zu machen, daß sein Schweigen nicht von Gleichgültigkeit herrühre. Bevor er das Bild aufruft, wie ein einsamer Uwe Johnson für sich allein in dem Haus in der Marine Parade lebt, um ihm im selben Atemzug »eine andere Zukunft« zu wünschen, berichtet er von seinem Plan, ähnlich wie Johnson, allein in seinem Haus zu sein, »ohne zu saufen«, was ihm zuvor bereits mißlungen sei.¹⁵

Einen einfühlsameren, zugleich direkteren Brief kann man sich kaum vorstellen, und Johnson bedankt sich umgehend und auch relativ offen, wenn er davon berichtet, wie man in seinem Pub die veränderte Familiensituation zur Kenntnis genommen habe, und in allen Punkten die Argumentation von Frisch anerkennt. Den Kontakt will er nicht abreißen lassen, und so geschieht es auch: es werden Wünsche ausgetauscht, zum Jahreswechsel 1978/79 etwa, und Frisch ermuntert Johnson ausdrücklich, die Frankfurter Vorlesungen zu halten:

[...] Wenn Sie schlicht von Ihren eignen Erfahrungen ausgehen, das wäre nicht nur statthaft, sondern genau im Sinn dieser Einrichtung: so war sie gedacht, genau so: dass zur Poetik einmal die Macher sprechen, nicht bloss die schlaunen Voyeurs, die auch Kluges sagen können, gewiss – nur ist es immer ziemlich ahnungslos; Analyse der Produkte ohne Ahnung von der Produktion und ihren Problemen. Davon zu hören ist für die Studenten jedesmal umwerfend. Ich hoffe, Sie handeln von Ihrem Fall, Uwe.

Was Sie über Ihr neues Buch andeuten, beunruhigt mich nicht. Knacks? Wenn er Ihnen bewusst ist, vielleicht gehört es zu diesem Unternehmen. Fragen des Geschmacks und des Taktes – dazu haben Sie selber 1974 auf der Promenade an

15 Daß Johnson bei dem Lektorat des Tagebuchs auch die mit »Alkohol« überschriebene Passage zur Streichung empfiehlt, kann den Leser bei der Gelegenheit stutzig machen (vgl. 248f.). Mich überzeugt Johnsons Begründung nicht. Ich glaube, ihm sind ganz einfach das Thema und der unverstellte Einblick in die hermetische Welt der Suchtgefühle nicht recht.

der Themse hilfreich gesprochen; nicht nur der Verleger, auch kein anderer Freund kann hier die Grenze bestimmen. Sie ist bestimmt durch die Schamhaftigkeit des Autors, also subjektiv. Als Leser nehme ich dem einen Autor ab, was ich dem andern nicht abnehme, und wenn wir es nicht abnehmen, so hat es, meine ich, immer damit zu tun, dass der Autor sozusagen seine eigene Schamhaftigkeit überzieht. [...]

Wenn ich einmal das Manuskript kenne, lieber Uwe, vielleicht kann ich Ihnen sagen [...] (209f.)

Man sollte nicht übersehen, daß Frisch hier über zwei Bücher spricht, über die *Begleitumstände* und über den letzten Band der *Jahrestage*. Aber eigentlich sogar über drei, oder vier? Denn Uwe Johnson hat auf vielfältige Weise versucht, seine private Krise schreibend zu bewältigen. Dabei hat er verschiedene Schreibformen und -ansätze ausprobiert, und tatsächlich sind alle bekannten längeren Schreibversuche in der Zeit nach 1975 von dem Thema der Untreue affiziert; das gilt für die *Begleitumstände* so offenkundig wie für die *Skizze*, das gilt auch für *Marthas Ferien*. Zwar ist es ihm nicht vollkommen gelungen, die *Jahrestage* auf diese Weise von unsublimiertem Privaten freizuhalten, aber vielleicht hätte er sie auch nicht ohne diesen Antrieb vollenden können. Und der Roman hätte weit mehr gelitten, als es tatsächlich der Fall war, hätte Johnson nicht der Versuchung widerstanden, die Hinterhand-Geschichte in den Roman zu integrieren. Es scheint für ihn gar keine Frage gewesen zu sein, auf die literarische Bearbeitung seiner Verletzung etwa zu verzichten und andere Formen der Verarbeitung in Betracht zu ziehen. Kaum anders läßt sich sein überraschendes, wenn nicht befremdliches going public mit den *Begleitumständen* erklären – und zugleich wäre es, aus meiner Sicht, die einzige Rechtfertigung. Auch die Tatsache, daß er *Marthas Ferien* projiziert und in einer kritischen Phase der Arbeit an den *Jahrestagen* Zeit darauf gewendet hat, wird vor diesem Hintergrund plausibel.

Lady Luck who shines on me

5. Das entscheidende Jahr in der Beziehung beider Männer ist 1975, äußerlich erkennbar an der Fülle der Briefe und an den beiden Besuchen Frischs in Sheerness (gleich im Januar und dann Ende März/Anfang April): Ganz deutlich geht die Initiative von Frisch aus. Und man wird nicht irren, wenn man neben den literarischen Projekten den Grund dafür in der persönlichen Krise von Frisch annimmt, wie er sie in *Montauk* verarbeitet hat. Frisch sucht das Gespräch, und zwar nicht nur über den Auf-

bau, die Form seines neuen Buches: Es geht ihm um die Problematik der Eifersucht, über die er reden will. Frisch findet in Sheerness gleich zwei Gesprächspartner, die gewillt sind, sich auf seine Inhalte und Texte einzulassen.

Die Johnsons, gerade erst mit der finanziellen Hilfe Frischs nach Sheerness übergesiedelt, müssen einen großen Teil ihrer Zeit im ersten Halbjahr 1975 an Frisch gewendet haben, denn zu dem Lektorat von *Montauk* kam die Arbeit an der Herausgabe der *Stich-Worte*. Daneben sind sie mit der Herausgabe von Margret Boveris Erinnerungen beschäftigt. Kaum vorstellbar, daß Johnson da noch viel Raum für die Fortsetzung des überfälligen Bandes der *Jahrestage* verblieben wäre. Schon vor Johnsons Herzinfarkt, der ihn Ende Juni getroffen hat, und vor dem »Geständnis« Elisabeth Johnsons, in dessen Folge die Ehe zerbricht, hatte die Arbeit an der letzten Lieferung der *Jahrestage* wenig Fortschritte gemacht. Es scheint plausibel anzunehmen, daß die von außen an das Paar herangetragene Problematik einen Prozeß in Gang setzte, der unter den Bedingungen des stockenden Werks und des erlittenen Herzinfarkts nicht mehr aufzuhalten war. Nicht alle im Briefwechsel enthaltenen Daten und Informationen sprechen für diese Vermutung, so auch nicht der Brief Johnsons vom 11. September 1975, mit dem er Frisch das spätere Kern-Thema der *Skizze* als Fortsetzung eines abgebrochenen Gesprächs zukommen läßt. Die Problematik der Täuschung und des persönlichen Verrats scheint Johnson beschäftigt zu haben, bevor er sich selbst in der Rolle eines Opfers sah. Dennoch bleibt die Vermutung eines Zusammenhangs.

Ein Vierteljahrhundert später fällt es schwer, die Summe eines einzelnen Jahres zu ziehen. Man kann nur vom vermeintlichen Ergebnis her argumentieren. Dann steht das *Montauk*-Thema eindeutig im Vordergrund, weil hier nicht nur Johnson und Frisch beteiligt waren, sondern auch Elisabeth Johnson – als Gesprächspartnerin und Lektorin – und Marianne Frisch – als Adressatin und Briefpartnerin; und weil Leben und Werk hier so eng beieinander, wenn nicht ineinander sind.

Montauk ist, unabhängig von den künstlerischen Qualitäten oder Beschränkungen, ein autobiographisches und persönliches Buch. Das nicht wegen des Ehebruch-Komplexes, sondern wegen des Eifersucht-Themas, das dem Roman zugrunde liegt und eigentlich eine Identitätsproblematik meint. Frisch hat in *Stiller* und *Gantenbein* mit Geschichten und Identitäten gespielt, ernsthaft meinethalben, aber immer unter dem Postulat der Austauschbarkeit. In *Montauk* werden die Geschichten zur Lebensgeschichte, deren Teile aus unterschiedlichen Anlässen erinnert

werden, aber nicht mehr austauschbar sind. Es wird am Ende ein Text für Marianne Frisch, oder gegen sie, es ist der Text eines Sechzigjährigen, dem ein Lebensentwurf, vermeintlich der letzte positive, mißglückt ist. *Montauk* ist aber nicht deswegen ein Text an Marianne Frisch, weil Frisch hier mit der Erzählung einer eigenen Erfahrung auf die Erfahrungen seiner Frau antwortet: Das mag man getrost der Ebene des Schreibanschlusses zurechnen. Diese Einschätzung sehe ich auch darin bestätigt, daß erst ganz zum Ende des Buches ein Gefühl in dieser neuen Beziehung erkennbar wird, wenn der Erzähler sich durch seine Erinnerungsarbeit innerlich befreit hat. Der Autor schont sich noch weniger als die Begleiter auf seinem Lebensweg. Doch wie ernst auch immer hier Kritik und Selbstkritik in Szene gesetzt werden, das ist nur der Rahmen für die Darstellung der Beziehung, um die es Frisch wirklich geht. Wenn Johnson schreibt, Marianne Frisch sei – auf Grund der Konstruktion des Buches – »schon im Dialog unentbehrlich« (117), so stellt sich die Frage nach der Natur dieses Dialogs. Er ist monologisch. Und wenn Marianne Frisch schreibt, die Gestalt der Lynn bleibe plakativ, so hat sie recht. Nur warum ist dem so? Weil die Rahmenhandlung in ihrer emotionalen Bedeutung deutlich hinter den Gefühlen der Erinnerung zurückbleibt, diesen auch gar nicht gleichkommen darf. Es ist die Aufarbeitung der Beziehung zu Marianne Frisch. Sie wird im Text direkt angeredet, es ist Hommage, Auseinandersetzung, Erinnerung und Versuch der Selbstfindung am noch nicht sicher gewußten, befürchteten Ende einer langjährigen Beziehung.

Was man dem Text nicht ansieht, ist seine Funktion *innerhalb* der Beziehungs-Auseinandersetzung. Am deutlichsten zeigen das die Briefe Frischs von Anfang 1975, so wenn er die Veröffentlichung auch im Falle seines Todes fordert (Brief vom 22. Januar), geschrieben aus New York nur Tage nach dem vorausgegangen, der als Anlage den Barthelme-Text enthielt, aus dem eine Passage in *Montauk* eingearbeitet wird.¹⁶ Frisch kann sich offenbar nicht dazu entschließen, einen Schlußstrich zu ziehen, weder unter den *Montauk*-Text, noch im Leben. Und das Leben besteht vorerst in der Diskussion des Textes, und die findet vornehmlich zwischen Frisch und den Johnsons statt. Am 18. März kündigt Frisch aus

16 Frisch erhält nach eigenen Angaben erst Ende 1974 Kenntnis von dem Artikel Barthelmes im New Yorker, wo der amerikanische Autor mit seiner Beziehung zu Marianne Frisch kokettiert. Er arbeitet eine Passage daraus in *Montauk* so ein, daß sie auf eine kurze Sequenz folgt, die die Überfahrt 1971 des Ehepaars Frisch von New York nach Europa zum Inhalt hat. Wie sehr ihn die Lektüre getroffen hatte, zeigen die Briefe vom 20. bzw. 22. Januar 1975.

Berlin die endgültige Fassung des Manuskripts an mit dem Hinweis, »es würde mich *sehr* interessieren zu hören, was Elisabeth, wenn sie die Musse zum Lesen hat, dazu zu sagen hat« (119, Hervorhebung im Original). Zugleich kommt er auf das *Stich-Worte*-Projekt zu sprechen. Bedenkt man, daß Johnson es bereits gut drei Monate später fertiggestellt hat, erscheint die Bezeichnung »Feierabendwerk« so grotesk wie die von Frisch und Unseld geäußerte Besorgnis, es dürfe dadurch der Arbeit an den *Jahrestagen* keine Kraft entzogen werden. Hier handelte es sich, genauer gesagt, um die unbedenkliche Ausnutzung von Johnsons Talenten. Welche Rolle die Arbeit an der Herausgabe der *Verzweigungen* und der *Stich-Worte* auch immer gespielt haben mag: die Ehe- und Produktionsgemeinschaft Johnson und Johnson übersteht das Jahr 1975 nicht unverehrt, und angesichts tatsächlich existierender Probleme, etwa mit der Fertigstellung der *Jahrestage*, könnte der Autor Frisch mit seiner eigenen Lebensproblematik entscheidend dazu beigetragen haben, das Leben der Johnsons so nachhaltig durcheinanderzubringen.

Diese Entwicklung war zu Beginn 1975 natürlich nicht abzusehen. Johnson jedenfalls hatte sich über den Herausgeber-Auftrag für die *Stich-Worte* gefreut, antwortete postwendend und versäumte nicht, die ihm angebotene editorische Unabhängigkeit bei dieser Arbeit herauszustellen. Offenbar hatten die Johnsons über das Projekt bereits gesprochen, denn Johnson erwähnt, »dass Elisabeth schon viel gelacht hat über Möglichkeiten«. Und: »Sie freut sich auf MONTAUK«. (121) Vor dem Hintergrund der kommenden Ereignisse wirkt der letzte Satz des Briefes lange nach. Er lautet: »Lieber Herr Frisch, wir lesen erleichtert, was Sie über den Umgang zwischen Marianne und sich sagen mögen, wünschen Ihnen beiden ein Auskommen so gut wie möglich und grüssen herzlich.« (122)

Frisch dürfte diesen Brief noch nicht erhalten haben, als er sieben Tage später bereits wieder in Sheerness ist, um die Ostertage mit den Johnsons zu verbringen. Er leidet unter einer schweren Depression, und wie ein späterer Brief aus dem Jahre 1978 zeigt, erweist Johnson sich als guter Zuhörer. Das Thema der Gespräche und der Anlaß der Depression sind unschwer zu erraten. Daß dies eines der letzten intensiven Gespräche der beiden war, vermute ich.

Was dann folgte, waren der Herzinfarkt Johnsons, die Verwicklungen um die endgültige Fassung der *Stich-Worte*, ein entscheidendes Gespräch zwischen Elisabeth und Uwe Johnson, zwei erschreckend intensive Briefe Johnsons aus dem August und September. Dazwischen der Geburtstagsbrief von Frisch, der – von Frisch handelt. Frisch geht weder

auf Johnsons Argumentation ein, noch auf den ersten Entwurf der *Skizze*, den Johnson beigelegt hatte. Dies Schweigen beklagt Johnson in zwei Briefen an Siegfried Unseld. Allgemein ist auffällig, daß Frisch sich in seinen Briefen nie anders als summarisch über Johnsons Texte äußert, während er bei einigen Treffen sehr wohl mit Johnson über dessen Arbeiten, auch über die *Skizze*, diskutiert haben muß.¹⁷ Marianne Frisch vermutet, dies sei einer Haltung des Respekts vor dem anderen zuzuschreiben gewesen. Für die *Jahrestage* mag das zutreffen, für den Ur-Entwurf der *Skizze* kann diese Einschätzung nicht gelten. Am Ende des Jahres 1975 ist nichts mehr, wie es am Anfang war.

Down by the sea

6. Michael Bengels Vermutung, die *Montauk*-Erzählung hätte »das Ende der Ehe mit Marianne eingeläutet und, in literarischer Gestalt, ein Stück weit auch begründet«,¹⁸ ist falsch. Wenn man sich die Briefe des Jahres 1975 anschaut, die 55 von knapp 230 Seiten ausmachen, muß man wahrnehmen, wofür Max Frisch in und mit *Montauk* gekämpft hat. Was Bengel spätestens dieser Lektüre hätte entnehmen können, konnte Sigrid Weigel nicht kennen, als sie das *Montauk*-Buch aufgriff, um daran in der Art methodologisch überlegener Literaturwissenschaft den Text für ihre »Erkenntnis«-zwecke gegen seinen Autor zu kehren. Ärgerlich ist die arrogante und ignorante Gesinnungs-Feministik, die immer wieder durchbricht, auch gegenüber Uwe Johnson. Weigel kann weder im privaten Verhalten Johnsons noch in seinem Werk noch in den Briefen Transgressionen gegenüber Ingeborg Bachmann feststellen. Und doch versucht sie, seine Leistung, mit *Reise nach Klagenfurt* der Freundin einen ganz persönlichen Nachruf gearbeitet zu haben, der als Kunstwerk bestehen kann, klein zu machen. Sie bezeichnet es als Buch des Andenkens, »mit dem er die Bachmannsche Ethik der Freundschaft anerkennt«,¹⁹ doch gut 120 Seiten später macht die Autorin deutlich, daß die künstlerische Leistung Johnsons gar nicht seine Leistung ist, sondern eigentlich die Ingeborg Bachmanns: »Die Diskretion, die Uwe Johnson einige Jah-

17 Vgl. dagegen u.a.: »Seien Sie auf das schönste bedankt für Ihre Ratschläge zum 19. August 1968. Sie sind gut angewachsen.« (236) Also haben beide noch im Frühjahr 1982 über die *Jahrestage* diskutiert.

18 Vgl. Bengel, Ihnen geht es nicht gut (Anm. 5).

19 Weigel, Sigrid: Ingeborg Bachmann. Hinterlassenschaft unter Wahrung des Briefgeheimnisses, Wien 1999, S. 334.

re später, nach *ihrer* Tod, in seinem Gedenkbuch für Ingeborg Bachmann beweisen sollte, ist eine Tugend, die er *offenbar* von ihr selbst erst *hat lernen müssen* [Hervorhebungen U.F.] – und nicht nur von ihr.²⁰ Johnson schrieb die *Reise* als Hommage an die Person und Schriftsteller-Freundin, und es verbietet sich, diesen Text literaturtheoretisch zu instrumentalisieren. Die Ausführungen Weigels zu dem Text Johnsons über Gombrowicz und ihre Äußerungen über den Disput mit Hannah Arendt, können ebenfalls nicht überzeugen.²¹ Johnson in diesem Kontext als unsensibel hinzustellen, ist grotesk, und seinen Text als »Zeugnis einer generationstypischen Abwehr von Schuldangst bei einem Nachgeborenen«²² zu lesen, verweist eher auf Prädispositionen bei der Autorin selbst.

Die Kritik von Weigel an der Darstellung Ingeborg Bachmanns in *Montauk* geht im Wesentlichen dahin, daß Frisch ein definiertes öffentliches Interesse an seiner Beziehung zu Bachmann befriedige und unausweichlich den »Anspruch eines letzten ›authentischen‹ Wortes« erhebe.²³ Sie bemängelt darüber hinaus – und das wohl mit einiger Berechtigung –, daß und wie die Germanistik mit diesen Informationen, speziell im Verhältnis zu *Gantenbein*, umgegangen ist. Hier interessiert mehr Kritik am Text selbst, der »jegliche Reflexion über die Tradition, Form und Problematik autobiographischen Schreibens vermissen« lasse,²⁴ in dessen narrativer Konstitution Weigel einen Text von Ingeborg Bachmann als Vorlage ausmacht:

Die Erzählsituation von *Montauk* orientiert sich im Formalen sichtlich an der topographischen Erinnerungsstruktur von Bachmanns Erzählung *Drei Wege zum See*, in der eine gegenwärtige Liebesgeschichte die Erinnerungsbilder und -spuren vergangener Männerbeziehungen aktualisiert. Ohne aber die gedächtnistheoretischen Implikationen aus *Drei Wege zum See* zu übernehmen, reduziert sich die Erzählsituation bei Frisch auf das einfache Modell einer gegenwärtigen Begebenheit, ein Wochenende mit der New Yorkerin Lynn auf Long Island im Mai 1974 (Erzählzeit), in deren Vergegenwärtigung jeweils Erinnerungen an die Frauen aus dem Leben des Ich/Autors in Form von vergangenen Episoden eingebettet sind. So gerät die autobiographische Darstellung von *Montauk* zu einem

20 Ebd., S. 459.

21 Vgl. ebd., S. 454ff.

22 Ebd., S. 457.

23 Vgl. ebd., S. 337. Es bleibt die Frage, wie Weigel argumentiert hätte, wären ihr die Passagen über Ingeborg Bachmann bekannt gewesen, die Frisch auf Anraten seiner Frau gestrichen hat.

24 Ebd., S. 336. Vgl. dagegen den Brief Frischs vom 20. Juli 1975 (130ff.).

schlichten Bekenntnistext im Muster ›neuer Subjektivität‹, wie sie in den Siebzigern zuhauf veröffentlicht wurden [...].²⁵

Dem ist von dem abgeschlossenen Text her genausowenig zuzustimmen wie von den Diskussionen, die parallel zu seiner Ausarbeitung stattfanden und von denen wesentliche Teile in den Briefen 57a, 59a, 59b und 61 nachzulesen sind. Zentrale Themen sind dabei die Formgestalt des Textes – Trägt die Gegenwartsgeschichte strukturell die Summe der Erinnerungen? – und die Frage, wo autobiographisches Erinnern seine (Anstands-)Grenzen finden soll. Zu beidem gibt es Bedenken, und man könnte die Beobachtung von Marianne Frisch, daß die Gestalt der Lynn blaß bleibt, noch radikalisieren: Die ganze Affäre scheint blaß, fast als hätte sie nur stattgefunden, um ein Erinnerungs-Buch daraus hervorgehen zu lassen. Bei allem Lob hatte Johnson durchaus Vorbehalte, speziell gegen die Konstruktion des *Montauk*-Buches, nicht verheimlicht, weder, mündlich, Max Frisch gegenüber noch, brieflich, gegenüber Marianne Frisch. Auch Elisabeth Johnson hatte sich zum Thema geäußert, und offenbar nicht nur kursorisch.²⁶

Vielleicht besteht das zentrale ironische Moment des Buches in der nicht mehr zu überbietenden Diskrepanz zwischen seiner Anlage und einem einzigen Satz. Dieser Kern-Satz steht auf Seite 105 oben: »ICH HABE NICHT MIT DIR GELEBT ALS LITERARISCHES MATERIAL, ICH VERBIETE ES, DASS DU ÜBER MICH SCHREIBST.« Von wem immer er stammt, ob von Marianne Frisch, wie ich vermute, oder von Ingeborg Bachmann, er ist hilflos, berechtigt und unrealistisch. Seine moralische Berechtigung wird durch seine Anwesenheit keineswegs widerlegt, aber ad absurdum geführt. Er ist durch einen Akt struktureller Aggressivität zu dem geworden, was er verhindern wollte: Literatur. *Montauk* läßt sich in diesem Sinne lesen als die biographische Inszenierung des Konflikts zwischen Text und Material.

»Over my dead body« ist der Abschnitt in der *Skizze* überschrieben, der dies Thema in der Novelle aufnimmt und variiert. Der Bezug ist leicht erkennbar, das Zitathafte steht außer Frage. Doch ist der Grad der

25 Weigel, Bachmann (Anm. 19), S. 337.

26 »Ich danke Elisabeth für ihren lieben Brief. (Ein MONTAUK-Umbruch wird nach Sheerness geschickt in einer Woche.)« (129) Er hätte also um den 20. Juli in Sheerness eintreffen müssen. Die Argumentation Frischs im Folgebrief vom 20. Juli kann sich also noch nicht auf die Kritik am fertigen Umbruch beziehen. – Es soll erwähnt werden, daß der Brief von Elisabeth Johnson, im Unterschied zu denen von Marianne Frisch, ohne Begründung nicht abgedruckt ist.

literarischen Gestaltung des Autobiographischen in der *Skizze* ungleich höher: Es handelt sich nicht um eine Ich-Erzählung, die Szene ist zudem episch eingebettet. Vor allem aber erweist sich der Zitatcharakter bei näherem Hinsehen als ausgesprochen vielschichtig und belegt so den intrikaten Zusammenhang von *Montauk* und der *Skizze*. Sowohl in *Montauk* wie in der *Skizze* setzt sich der Autor bzw. Erzähler über das Verdikt einer Protagonistin hinweg, ohne doch auf die Integration dieses Widerspruchs verzichten zu können. Dieser Umstand beleuchtet wiederum den autobiographischen Charakter beider Texte: In der *Skizze* wird dies als doppeltes Zitat versteckt wie bestätigt. Frühere Lesarten haben diesen Zusammenhang schlicht ignoriert und der *Skizze*, oder ihrem Autor, vorgeworfen, was ihnen selbst als mangelhafte Leseleistung anzukreiden wäre. Man kann einen Text auch nachträglich verunstalten. Vor diesem Hintergrund kommt auch dem Hinweis Bedeutung zu, daß der »dead-body«-Satz eine eigene Bedeutung in der Berliner Zeit der Ehepaare Frisch und Johnson angenommen hatte. Und nicht die geringste Ironie würde darin bestehen, daß der wesentlich dichtere Text Johnsons ihm wiederum weniger Erfolg bringt als *Montauk* seinem Autor.

Mag auch *Montauk* schließlich nicht alle Schreibintentionen Frischs eingelöst haben, das Buch wird sowohl ein kommerzieller Erfolg als auch von der Kritik positiv aufgenommen. Und seinem Widersacher Donald Barthelme hat er es gezeigt. Der Schluß des Buches erinnert stark an Johnsons Schreibstil, und Frisch zitiert seinen Freund auch zu einem für beide wichtigen Thema, dem des Ruhms, und damit des Erfolgs. Doch läßt sich wohl ausschließen, daß Frisch jene circa 20 Seiten über seinen frühen Gönner W. mit Blick auf mögliche Analogien zu Johnson geschrieben hat. Die oberflächlich ähnliche personelle Konstellation verstellt zudem den Blick auf die Tatsache, daß das Stipendium seines Gönners dem jungen Frisch zwar ein Studium ermöglichte, ihn aber auch vorerst vom Schreiben abhielt.

Vor diesem Hintergrund werfen die knapp zwanzig Seiten eine andere Frage auf, und man sollte vielleicht nicht zu lange nachdenken über das von Weigel insinuierte Bild eines erfolgreichen, aber alternden Frisch, der sich, weil intellektuell unsicher, bei philosophisch-theoretischen Debatten unbehaglich fühlt.²⁷ So kennt man Frisch nicht, so lernt auch der Leser des Briefwechsels ihn nicht kennen; ob Johnson ihn im Gespräch so kennenlernte, Mitte der siebziger Jahre, ich bezweifle es.

27 Vgl. Weigel, Bachmann (Anm. 19), S. 340, Anm. 94.

Die zwanzig Seiten lange Passage über den Gönner der Jugendzeit, der nur ein Initial erhält, W., ist als längstes geschlossenes Stück Erzählung in mancher Hinsicht von besonderer Bedeutung; nicht nur, weil es, am Anfang stehend den Text auch quantitativ dominiert. Hier macht Frisch für jeden nachvollziehbar seinen Anspruch wahr, den er mit der Wahl (und Beibehaltung des Mottos gegen Johnsons Kritik) erhebt: seine Fehler, so wie sind, preiszugeben. Er tut dies auf zweierlei Art, im Geschriebenen und schreibend. Er beschreibt den Fehler der Vergangenheit, und er wiederholt ihn schreibend. Er schreibt den überlegenen Gönner immer kleiner, indem er dessen intellektuelle und soziale Überlegenheit wieder und wieder hervorhebt und sie zunehmend demonstriert. Den Höhepunkt bildet das Zusammentreffen W.s mit Frisch und Ingeborg Bachmann, hinter der Frisch sich, scheinbar bescheiden, versteckt. Sigrid Weigel hakt da ein, sie braucht den intellektuell unterlegenen Frisch, mißverstehet nur zu gern eine Geste. Und tatsächlich mißbraucht Frisch die Schilderung des Abends, um mit dem Namen Ingeborg Bachmanns die Beschränktheit des W. dingfest zu machen. Die Koketterie, von der Frage zu berichten, »wie der Frisch zu einer solchen Gefährtin gekommen sei«,²⁸ kommt bescheiden daher. Die sexuelle Bedeutungsebene ist spürbar, und die herausgestellte Bescheidenheit gehört der Vergangenheit an. Frisch bleibt darin nicht stecken: Der Autor von *Montauk* beherrscht längst das Metier, das er – und hier liegt der eigentliche Vorwurf gegen seinen Gönner – nicht hatte ergreifen sollen. Nachdem Frisch geschildert hat, wie er den ehemals überlegenen Schulfreund nach und nach eingeholt und in fast allem überflügelt hat, bleibt die Scham, sich damals unterworfen zu haben. Fast scheint sie abgebußt durch den perennierenden Hinweis auf das tiefere Empfinden des anderen, doch wird sie in Wirklichkeit verstärkt durch Notwendigkeit und Form der Darstellung. So bleibt trotz der Schilderung des Abends mit W. und Ingeborg Bachmann noch ein Rest, der abzuarbeiten ist. Und wirklich kommt dann erst der entscheidende Versuch der Befreiung:

Die Summe, die mir seinerzeit ein Studium ermöglicht hat, habe ich nie zurück-
erstattet, es hätte ihn verletzen müssen, denke ich, es hätte seine Generosität
sozusagen annulliert. Als ich W. neulich in Zürich erkannt habe, bin ich betref-
fen gewesen: Bewußtsein von Dankbarkeit, kein Gefühl. Ich habe ihm auch
nicht geschrieben, daß ich ihn auf der Straße erkannt habe. Heute interessiert es
mich nicht einmal mehr, was W. über unsere lange Geschichte denkt. Das vor
allem macht mich betroffen. Ich meine, daß die Freundschaft mit W. für mich

28 Frisch, *Montauk* (Anm. 13), S. 49.

ein fundamentales Unheil gewesen ist und daß W. nichts dafür kann. Hätte ich mich ihm weniger unterworfen, es wäre ergiebiger gewesen, auch für ihn.²⁹

Das erkennt Frisch dann viele Jahre zu spät, und schreibt es aus der Perspektive des überlegen Urteilenden nieder: *Montauk* ist ein rachsüchtiges Buch, das seinen Charakter erfolgreich hinter einer zur Schau gestellten Selbstkritik verbirgt. Das, neben der Schreibkunst von Frisch und den Einblicken in eine öffentlich interessante Biographie, machte seinen Erfolg aus.

Und Frisch leiht etwa zu der Zeit, als er sich mit der Problematik seiner Unterlegenheit gegenüber W. auseinandersetzt, Uwe Johnson eine beträchtliche Summe Geldes – von der er wußte, daß sie auf lange Zeit nicht würde zurückbezahlt werden können, und fundamentierte damit Johnsons bis heute rätselhaften Entschluß, Berlin zu verlassen hin zu einem Ort, wo er verloren gehen, und wo Frisch ihn die letzten drei Jahre bis zu Johnsons Tod nicht mehr besuchen wird. Uwe Johnson aber hatte das *Montauk*-Manuskript Korrektur gelesen. Das durchaus willkommene Geld hatte er angenommen und für den Kauf des Hauses verwendet, in dem er gestorben ist.

There's not much more to be said
It's the top of the end

7. Johnsons frühe Ortswechsel sind leicht nachvollziehbar. Familie, Schule und Studium bestimmen sie. Nach Berlin geht er 1959, weil er in der DDR nicht öffentlich schreiben kann. Wenig ist allgemein bekannt über Johnsons Umzugsmotive in den späteren Jahren. Das beginnt schon mit dem Aufenthalt in New York, auch wenn sich dahinter plausibel der Wunsch nach einem literarischen Neuanfang vermuten läßt. Nach den Erfolgen mit den ersten beiden Romanen 1959 und 1961 hatte sich bis 1966 die Hoffnung auf eine Wiederholung nicht erfüllt. Auch wenn die Texte aus diesen Jahren durchaus für sich stehen können, und *Zwei Ansichten* inzwischen von der Kritik eher ernstgenommen wird: Johnson brauchte eine neue Perspektive, und er fand sie in New York. Daß er New York wieder verließ, ohne den begonnenen Roman beendet zu haben, daß er New York überhaupt wieder verließ, läßt sich weniger mit mangelnder Weitsicht als mit den beschränkten ökonomischen Ver-

29 Ebd., S. 50.

hältnissen erklären. Daß er die Nähe zu Mecklenburg gebraucht hätte, um die *Jahrestage* zu vollenden, diese These will ich nicht gelten lassen.

Vielleicht findet sich gerade hier auch ein Motiv für den anschließenden Weggang von Berlin. Zunächst einmal bleibt zu konstatieren, daß die Niederschrift der *Jahrestage* sich seit 1972/73 verzögerte, so daß Johnson im September 1973 eine Zweiteilung des letzten Bandes vorschlug. Der Umzug nach Sheerness führte nicht zu dem erhofften Ergebnis, die *Jahrestage* nunmehr zügig beenden zu können. Er erscheint heute, in Abwesenheit zusätzlicher Informationen, als lebensgeschichtlicher Irrtum. Auf welche Weise Schreibprobleme, Alkoholismus und Ehekrise miteinander zusammengehangen haben, bleibt offen. Aber die Behauptung soll gelten, daß in dieser Konstellation die Erklärung für seinen Umzug liegen muß und vielleicht auch der Grund für seinen frühen Tod. Und so wie sein Freund Max Frisch Johnsons familiäre Situation 1975 unabsichtlich entscheidend radikalisierte half, so bewirkte sein anderer Freund, Siegfried Unseld, durch seine briefliche Intervention vom Ende des Jahres 1982 nicht nur eine dramatische Intensivierung von Johnsons Anstrengungen, die *Jahrestage* fertigzustellen. Unseld konnte vielleicht nicht absehen, welche existentielle Kraft Johnson diese Anstrengung kosten würde, und vielleicht war es für einen Verleger einfach undenkbar, die anschließende Lesereise abzusagen. So lange hatte man gewartet. Genützt hat diese Ochsentour auch Johnsons Ruhm nicht.

Darum aber geht es hier nicht. Johnsons Erynnien fanden ihn nicht von einem Tag zum anderen: Warum sind die Johnsons aus Berlin nach Sheerness gegangen? Helen Wolff wußte es nicht. Die anderen schweigen: Martin Walser wohl mit dem besten Grund. Ihm konnte nicht entgangen sein, wie sehr Johnson seine politischen Anschauungen zunehmend verachtete. Der Verlust des Ortes New York, die Schreibkrise und der Alkohol spielen die Hauptrollen, wie immer Johnson das für sich abgebildet und seiner Frau gegenüber den Umzug durchgesetzt haben mag. Ich bin überzeugt davon, daß die reale Situation in Berlin Anfang der siebziger Jahre den kleinsten Teil zu seiner Entscheidung oder der seiner Familie beigetragen hat. Es ist wenig darüber bekannt. Wenn, wurde über die Ortswahl spekuliert, nicht über den Grund für den Umzug. 1974, ja bereits 1973 hatte sich die Fertigstellung der *Jahrestage* entscheidend verzögert, die Johnsons lebten seit sechs Jahren wieder in Berlin. Uwe Johnson trank, nicht nur abends. Wer belästigte ihn, hielt ihn von der Arbeit ab, wenn nicht er selbst? Darf man annehmen, er wollte sich durch seinen Umzug therapieren? Warum sonst hätte er aus einem Berlin weggehen wollen, das ihm alles

bot – Freunde, Bekannte, Vergangenheit, Gegenwart – alles, außer eben New York.

Anfang der achtziger Jahre dachte Johnson an eine Rückkehr aus Sheerness nach Berlin. Die Präsidentschaft der Akademie der Künste war vakant geworden, und Johnson war im Gespräch, sie zu übernehmen. Der Plan, wie ernst es ihm auch immer damit gewesen sein mag, zerschlug sich. Daß er aus Sheerness wegmußte, aus dem Leben, das er dort führte, war ihm wohl klar, und Frisch hatte es schon lange gesehen. Günter Grass speziell nach diesem Thema zu fragen, war mir nicht möglich, nachdem er zweimal sich an Gesprächszusagen nicht mehr gebunden fühlte. Seine Frage am Abend nach der Lesung in Kiel, warum wir »vom *Jahrbuch*« nicht mehr täten im Konflikt zwischen Elisabeth Johnson und Siegfried Unseld, kann ich beantworten: mehr geht nicht.

Im Brief vom 12. Oktober 1983, äußert Johnson eindringlich seinen Wunsch, Frischs New Yorker Wohnung in der Prince Street für ein Jahr zu mieten: »Aber eine solche Anfrage zu unterlassen, es geht über meine Kräfte« (239). Nachdem Eberhard Fahlke in der Anmerkung zu diesem Brief kursorisch das letzte Treffen zwischen beiden im November 1983 in Zürich und die Zustimmung von Frisch mitgeteilt hat, berichtet er vom Tod Johnsons Anfang 1984 und fügt hinzu: »Im selben Jahr verkaufte Max Frisch seine New Yorker Wohnung.« (240)

Da mag ein Zusammenhang bestehen, es bleibt eine Inszenierung. Frisch hatte die Absicht, die Wohnung in der Prince Street aufzugeben, schon länger gehegt, und Johnsons Bitte hat ihn wohl bewogen, die Entscheidung aufzuschieben. Johnsons Formulierung seines Wunsches ist ein Beispiel für seine Kunst, eine Situation aus einem unerwarteten Blickwinkel darzustellen. Sie bestätigt aber auch einen Topos, der in seinen Briefen regelmäßig anzutreffen ist, oft in Gestalt von Floskeln. Er macht sich selbst klein, verleugnet sich geradezu als Handelnder, der er doch als Briefschreiber ist. Aber ohne jeden Zweifel belegen seine Brief-floskeln nicht ein soziales Selbstverständnis der Unterlegenheit schlechthin, sondern reflektieren eine Haltung, deren Widersprüchlichkeit am besten zu beobachten ist, wenn man den Ton des Begleitbriefs zu den *Tagebuch*-Annotaten mit Johnsons Kommentaren zum Text selbst vergleicht: »Und ich würde es verstehen, wenn Sie sagten: Was erlaubt sich dieser junge Hund! Dieser Idiot hat nicht ein Wort verstanden! Was fällt dem Affen ein, was ist das überhaupt für ein Latein!« (245)

Wen immer Johnson hier zitiert, und ich denke auf Grund der Wortwahl, daß es sich um ein Zitat handeln muß: Sein schriftstellerisches Können und seine analytische Überlegenheit, die das Lektorat auch des

Tagebuchs so ergiebig machen und die nunmehr in aller Ausführlichkeit nachzulesen und nachzuprüfen sind, stehen in einem unerhörten Kontrast zu den zitierten Zeilen. Ich vermute, daß dieser Kontrast, um nicht zu sagen: Widerspruch eben die Spannung widerspiegelt, die auch Uwe Johnsons Sozialverhalten prägte. Seine von Freunden gefürchteten Ausbrüche sind damit natürlich nicht erklärt, und sein Alkoholkonsum auch nicht, der schon lange vor der persönlichen Krise habituell und ungesund war. Doch ich sehe einen Zusammenhang zwischen diesen Momenten, zu denen ich auch das Pathos seines Konzepts von Freundschaft und Treue rechne, und jenen Stellen im Werk, die emotional am eindringlichsten gestaltet sind, so das Ende der *Mutmassungen*.

Den hier angedeuteten Konflikt hat Johnson nie lösen können, sondern in einer harten persönlichen Moral als einen Leitfaden kristallisiert. So konnte er im persönlichen Umgang großzügig und – fast möchte man sagen – vertraulich sein, ja Nähe suchend. Er hat auch die Nähe zu Frisch gesucht. Und er muß ihm sehr vertraut haben, sonst wäre die Episode im Schnee, das erklärungslose Schweigen, die letzte zwischen den beiden gewesen. Er hat in Frisch mehr als seinen Gönner gesehen, Frisch in ihm mehr als einen dienstbaren Geist, und er hat Johnsons Rat durchaus, nicht nur in erzählerischen Fragen gesucht. Johnson aber war zu der Offenheit, mit der Frisch in intimen Angelegenheiten unverstellt die eigene Verletzbarkeit preisgab, nicht im gleichen Maße fähig. Er mochte sich nur verschlüsselt, verspielt und verdeckt: schreibend offenbaren. Frisch gewann durch sein Schreiben, in seinem Schreiben Realität, Johnson verlor sie darin. Hier, so scheint mir, liegt auch der Schlüssel für das Ausbleiben der Post von Max Frisch zum Ende hin.

Ulrich Fries, Kolonnenweg 43, 24226 Heikendorf

